

METRO 2033

UNIVERSUM

DAS MARMORNE PARADIES

HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

SERGEJ KUSNEZOW

DAS MARMORNE PARADIES

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen
von Anja Freckmann

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
Мраморный рай

Deutsche Erstausgabe 9/2011

Redaktion: David Drevs

Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:

David Drevs

Copyright © 2010 by Dmitry Glukhovsky

Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe und Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN: 978-3-641-07907-9

www.heyne-magische-bestseller.de

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über

den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu beschreiben? Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits über zwölf Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew, aber auch Nowosibirsk und den Hohen Norden.

Für die Übersetzung ins Deutsche haben wir als ersten Roman »Die Reise ins Licht« von Andrej Djakow ausge-

wählt. Jetzt liegt mit Sergej Kusnezows »Das marmorne Paradies« der zweite Band vor.

In den kommenden Monaten wird sich, wenn alles gut läuft, unser Universum auch international ausdehnen. Ein englischer und ein italienischer Autor arbeiten bereits an ihren Versionen der Metro-Welt, und auch Kollegen aus anderen Ländern stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu betreten. Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?



SERGEJ KUSNEZOW

**DAS MARMORNE
PARADIES**

*Der Autor widmet dieses Buch
dem leuchtenden Andenken an seinen Vater*

INHALT

PROLOG	13
ERSTER TEIL	
Vertreibung aus der Hölle	19
ZWEITER TEIL	
Reise zum Paradies	141
DRITTER TEIL	
Abstieg ins Paradies	273
EPILOG	369
Anmerkungen	377

PROLOG

Vor langer Zeit, vor vielen Jahren, befand sich hier eine Stadt.

Eine gewöhnliche, nicht sonderlich große Provinzstadt. Ihre Bewohner waren einfache Leute, manche gebildet, andere weniger. Sie führten ein geordnetes, beschauliches Leben, wussten sich zu freuen und traurig zu sein, zogen ihre Kinder auf, arbeiteten und faulenzten zwischendurch, tranken ab und zu ... Sie richteten sich ihr Leben und ihre Stadt ein, so gut es eben ging. Die einen fanden vor Ort eine Beschäftigung, andere pendelten täglich viele Stunden nach Moskau und schimpften auf die Fahrzeiten der Regionalbahn und die überfüllten Waggon.

Die Stadt versank im Grünen und bot mit ihren einladenden Höfen, Parkanlagen und Vorgärten einen prächtigen Anblick. Besonders schön war sie im Altweibersommer, wenn sie eingehüllt in alle denkbaren Gelb- und Rot-Schattierungen dalag. Im Spätherbst und im Winter wurde sie grau, eintönig, und doch strahlte sie noch immer die ihr eigene Wärme und Behaglichkeit aus. An den langen Winterabenden brannten die Lichter in den Häusern, auf den Straßen erstrahlten die Laternen eine nach der anderen in langen Girlanden, und die Stadt sah aus der Vogel-

perspektive aus wie ein riesiger, lichter geschmückter Tannenbaum.

Jetzt ...

Jetzt gab es keine Stadt mehr. Übrig geblieben waren nur sinnlos durcheinandergewürfelte Häuserschachteln mit verlassenen Wohnungen, zerschlagenen Fensterscheiben, abgerissenen Türen; Stromleitungen hingen schlaff herab zwischen schiefen, teilweise umgestürzten Strommasten; aus den zerstörten Gebäuden mit ihren eingerissenen Wänden ragten die eisernen Bewehrungsstäbe wie Knochen heraus. Alles war mit Flechten und grünbraunem Moos überzogen. Durch die Risse im aufgeplatzten Asphalt wuchsen Gras und Gebüsch; die Kinderspielplätze waren von hohem Unkraut überwuchert; im Sommer leuchteten verrostete Pkws, Lastwagen und Autobusse rötlich im staubigen Grün. Was verrotten, verfallen oder sich auflösen konnte, war im Laufe der Jahre verrottet, verfallen oder hatte sich aufgelöst.

An diesem Tag waren die Häuser von einer dünnen Schicht frischen Schnees überzogen, der in der Vornacht zum ersten Mal in diesem Jahr gefallen war. Es war ein seltsamer Schnee, hellblau-gräulich. Aber selbst der Schnee konnte die Abartigkeit dieser Welt nicht verbergen. In der toten Stadt waren neue, furchtbare Bewohner aufgetaucht. Menschen gab es hier schon lange nicht mehr. Außer einem ...

Durch die Geisterstadt lief ein Mann, schwankend wie ein Betrunkener.

Sein dunkelblauer Schutzanzug war stark beschädigt: Über den Rücken liefen von der Schulter bis zum Gürtel drei tiefe, blutverschmierte Furchen, als ob drei scharf geschlif-

fene Klingen gleichzeitig Anzug, Felljacke und Pulli durchtrennt hätten und in den Körper eingedrungen wären. An der Brust und am linken Oberkörper war der Mann ebenfalls verletzt. Der rechte Arm war purpurrot getränkt, doch dies war möglicherweise fremdes Blut. Nur der Helm aus stabilem Kunststoff und die teure ausländische Atemschutzmaske waren unversehrt geblieben.

Der Mann atmete schwer und stockend, schleppte sich in einem seltsamen Zickzack dahin – man hätte meinen können, dass er sich ziellos bewegte. Aber es gab ein Ziel: so schnell wie möglich diesen schrecklichen Ort zu verlassen und sich zur Militärhochschule durchzuschlagen. Denn in den unterirdischen Stockwerken der Einrichtung, so hatte er gehört, lebten möglicherweise noch Menschen. Das wäre seine Rettung, seine einzige Rettung. Wenn er es nur dorthin schaffte ...

Der Mann versuchte, sich zu konzentrieren, sich zu erinnern, zu begreifen: Wer hatte ihn angegriffen? Mit wem hatte er gekämpft?

Etwas Riesenhaftes, Grimmiges war blitzartig und mit ungeheurer Kraft über ihn hergefallen. Eine Kreatur hatte sich von hinten auf ihn gestürzt, ihm mit ihren Krallen den Schutzanzug aufgeschlitzt, die Kleidung und – verdammt, wie sein Rücken brannte! Er verlor Blut. Selbst würde er diese Wunden nicht nähen können. Was, wenn das Tier giftige Krallen gehabt hatte? Die zweite Kreatur hatte ihm die Pistole aus der Hand geschleudert und hätte ihm wohl mit dem nächsten Schlag den Schädel abgerissen, wenn er nicht sein Armeemesser bei sich gehabt hätte. Diese Klinge, wie sie die Männer der Sondereinheiten be-

saßen, ein wenig kleiner als eine Machete, mit gezahntem Rücken, hatte er in das Monster getrieben und mehrere Male gedreht. Anscheinend hatten die Angreifer daraufhin das Interesse an ihm verloren und ... sich zurückgezogen? Was war danach geschehen?

Er wusste es nicht mehr. Seine Gedanken waren wirr.

Wie war er in die Stadt gelangt? Wann? Wozu?

Der Mann konnte keine dieser Fragen beantworten. Er erinnerte sich an den Kampf, versuchte aber vergeblich, sich das Aussehen der Kreaturen zu vergegenwärtigen. Hilflös knirschte er mit den Zähnen. Hatten die Bestien ihn für tot gehalten? Warum hatten sie ihn nicht verschlungen? Nachdem sie ihn zurückgelassen hatten, musste er eine Zeit lang bewusstlos dagelegen haben. Er war erst wieder zu sich gekommen, als er bereits durch die Stadt irrte.

Der Mann stürzte immer wieder vor Erschöpfung, lag reglos da, versuchte sich aufzuraffen, aber jedes Mal, wenn er sich mühsam erhob, verlor er dabei mehr Kraft, als er in der kurzen Pause hatte schöpfen können.

Dämmerung senkte sich über die Stadt. Der Mann sah sich beunruhigt um.

Seine rechte Hand im zerrissenen Handschuh glitt unter den Schutzanzug zum Griff seines Messers, das am Gürtel seiner Jacke in einer kurzen Scheide hing. Er hörte – oder träumte er? – Geräusche, die ihm das Blut in den Adern stocken ließen: Heulen, Jaulen, Knurren, und manchmal ein Schmatzen und ein kurzes wütendes Gebrüll, als ob unbekannte Raubtiere um eine Beute kämpften.

Der Mann blickte sich erschrocken um, konnte aber nichts Lebendes sehen.

Wind kam auf, es begann wieder zu schneien.

Mit jedem Schritt schwanden seine Kräfte, aber der Mann wusste, er durfte nicht mehr stehen bleiben, um Kraft zu schöpfen, nicht mal mehr für wenige Augenblicke – er musste sich beeilen. Hatte der Rücken vor einer Stunde nur unangenehm geschmerzt, brannten die Wunden inzwischen wie rasend. Mitunter kam es ihm vor, als ob Insekten darin hin und her krabbelten. Der Mann knurrte und zog die Schultern hoch. Außerdem war die Temperatur mit Einbruch der Dunkelheit merklich gesunken, und die Kälte kroch durch den aufgeschlitzten Schutzanzug in seinen Körper.

Die umliegenden Gebäude verschwammen vor seinen Augen, dann sah er sie doppelt – sein Sehvermögen schwand. Der Mann setzte mühsam einen Fuß vor den anderen, seine Beine bewegten sich hölzern, sie gehorchten ihm kaum noch.

Plötzlich vernahm er deutlich, dass jemand sprach. Mechanisch drehte er sich nach der Stimme um, nur um festzustellen, dass es dort keine Menschenseele gab und auch nicht geben konnte.

Aber die Dämmerung um ihn herum zischte, brüllte, jaulte, und die Geräusche kamen immer näher ...

Er hatte die Stadt fast hinter sich gelassen.

Es war dunkel geworden.

Seine Hand hielt den Griff des Armeemessers umklammert.

Der Mann stolperte auf dem angeschwollenen Asphalt, strauchelte, stürzte auf den Rücken. Die Geräusche ringsum verstummten für einen Moment, und in dieser Stille ver-

nahm er ein widerwärtiges Knirschen in seinem linken Arm. Der Schmerz machte sich erst nachträglich bemerkbar – dumpf und matt.

Seine Energie war verbraucht. Mehrmals versuchte er sich wie ein Käfer vom Rücken auf den Bauch zu drehen und auf die Beine zu kommen, wofür er seine letzten kläglichen Kraftreserven verbrauchte. Es gelang ihm nicht einmal, sein Messer aus der Scheide zu ziehen, und das ärgerte ihn: Wenigstens eine der Kreaturen hätte er gern mit sich in den Tod gerissen ...

Während um ihn alles in einem Nebel zu versinken begann, bemerkte er gerade noch, wie aus einem nahe gelegenen Gebüsch vorsichtig ein großes graues Tier hervorkam, wie es mit seiner halb ratten-, halb wolfsähnlichen Schnauze Witterung aufnahm, die Zähne fletschte und knurrend auf ihn zustrebte.

Dann verlor er das Bewusstsein.



ERSTER TEIL

**VERTREIBUNG AUS
DER HÖLLE**

*Nie ist etwas so schlecht,
dass es nicht noch schlimmer kommen könnte.*

MICHAEL WELLER

1

Dieses Mal verstieß die Karawane gegen die wichtigste Regel: niemals nachts einzutreffen. Als auf dieser Seite des hermetischen Tors an der zentralen Schleuse das vereinbarte Klopfen ertönte, das die Ankunft einer Karawane ankündigte, war der diensthabende Wachposten so überrascht, dass er das Geräusch nicht gleich einzuordnen wusste. Hier an der Schleuse gab es nirgendwo eine Uhr, aber der Mann verfügte über ein ausgeprägtes Zeitgefühl, dem zufolge es höchstens drei Uhr nachts sein konnte, weshalb es genauegenommen keinerlei Besucher geben durfte.

Das Klopfen wiederholte sich.

Der Wachhabende stieß seinen Partner in die Seite, der es sich auf einigen Kisten bequem gemacht hatte und mit ausgestreckten Beinen, eine Hand auf dem Gewehr, leicht pfeifend vor sich hin döste. Verschlafen öffnete er die Augen.

»Wir haben Gäste«, sagte der Erste.

»W-was für Gäste? Um diese Zeit?«, entgegnete sein Kollege verwundert, und im gleichen Moment vernahmen beide ein neues Klopfsignal, das ihnen bedeutete, dass sich ein Verletzter bei der Karawane befand.

»Lauf zum Kommandeur«, sagte der Erste. »Soll der den Befehl geben, dass wir sie reinlassen ... Das ist eine außerordentliche Situation, da übernehmen wir doch nicht die Verantwortung ... Mitten in der Nacht, und dann noch mit einem Verletzten. Wer weiß, was der für eine Seuche hier einschleppt!«

Wie als Antwort auf seine Worte erklangen von der anderen Seite Klopfzeichen, die besagten, dass keinerlei Gefahr für die Kolonie bestehe.

»Und wenn sie lügen?« Der erste Posten zögerte noch immer. »Lauf schon.«

Er selbst klopfte als Antwort: »Warten«.

Die Frage war schnell geklärt. Die Besuche der Karawanen waren wichtig für die Gemeinde, so dass der Kommandeur der Wache beschloss, die Gruppe trotz des Verletzten einzulassen. Für alle Fälle schickte er zusätzlich zwei bewaffnete Männer an den Posten, die die nächtlichen Besucher begleiten sollten, denn die Situation war tatsächlich außerordentlich. Aber er tat es mit schwerem Herzen: Die Männer der Kolonie waren hochgradig erschöpft. Sie schliefen wenig und zerrissen sich förmlich zwischen den verschiedenen Arbeitseinsätzen, sei es in den landwirtschaftlichen Nebenbetrieben, bei den Streifzügen an die Oberfläche oder beim Wachdienst am hermetischen Tor. Jetzt brachte er gleich zwei Männer um ihren dringend benötigten Schlaf.

Als Erstes wurde das äußere hermetische Tor geöffnet, und eine Gruppe von Menschen zwängte sich in den schmalen Schleusenkorridor. Die trübe Beleuchtung wurde eingeschaltet, und die beiden Wachposten studierten die Neu-

ankömmlinge sorgfältig durch zwei verglaste Sichtfenster. Nachdem sie sich von der Ungefährlichkeit der Besucher überzeugt hatten, öffneten sie das innere Tor. Die beiden Wachposten hielten ihre Sturmgewehre vor sich und leuchteten den Neuankömmlingen mit Petroleumlampen den Weg. Einer nach dem anderen schoben sich die Männer in den Raum: zuerst der Anführer der Karawane, in einem teuren, hochwertigen Strahlenschutzanzug mit bequemem Helm und nagelneuer Atemschutzmaske. Die nachfolgenden Männer waren in einfachere Anzüge gekleidet. Fast alle trugen sie Säcke, Koffer oder Kanister bei sich. Drei schleppten eine Bahre mit einem großen Mann darauf, dessen Schutzanzug an mehreren Stellen zerrissen und blutgetränkt war.

Die Wachen führten die Männer über eine Treppe hinunter zur Administration. Im schummrigen Licht der Petroleumlampen schwammen ihre schwankenden Schatten über die Stufen, mal wuchsen sie, mal schrumpften sie und verschwanden ganz.

In dem Stockwerk, in dem sich die Administration befand, war es um diese Zeit – wie in allen anderen – still: Die Kolonie schlief. Die Gruppe gelangte zu einem langen Korridor, wo die Männer die Bahre abstellten. Alle Mitglieder der Karawane betraten nun den Raum für die chemische Reinigung. Hier wurden ihre Anzüge mit einem speziellen Pulver von der radioaktiven Strahlung an der Oberfläche gesäubert. Das Pulver war eine eigene Erfindung der Kolonisten. Ihre Chemiker hatten mehrere Jahre daran getüftelt, und nun erfreute sich das Mittel bei den Karawanen großer Nachfrage und brachte der Kolonie ordentliche Erträge.

Die Männer kehrten in den Korridor zurück. Ihr Anführer wandte sich an den dort wartenden Begleitoffizier: »Der Verletzte muss so schnell wie möglich in die Krankenabteilung. Er ist übel zugerichtet und macht es möglicherweise nicht mehr lange.«

Der Offizier zögerte kurz, dann erteilte er seinem Kollegen knapp einige Befehle. Die Gruppe teilte sich: Zwei der Ankömmlinge steuerten mit der Bahre und unter Begleitung einer Wache die Krankenabteilung an; die übrigen gingen den Korridor entlang zum Großen Saal. Dieser weitläufige Raum diente als Handels- und Umschlagplatz für alle Karawanen. Außerdem fanden hier die Sitzungen des Rates statt, ebenso wie die öffentlichen Versammlungen für alle Bewohner der Kolonie.

Sergej widerstrebte es zutiefst, seine Frau zu wecken, aber er hatte keine andere Wahl.

»Polina ...« Vorsichtig strich er ihr über die Schulter. »Meine Liebe, wach auf ...«

Polina stöhnte im Traum. Sie war erst zwei Stunden zuvor eingeschlafen, und mehr Schlaf würde sie heute wohl nicht mehr bekommen. So eine Gemeinheit.

»Sie brauchen deine Hilfe ... Bitte ...«

»Papa, was ist los? Warum weckst du Mama?« Sergej zuckte zusammen, als er die Stimme vernahm. Er wandte sich um und erblickte seinen Sohn. Denis stand zwei Schritte entfernt von ihrem Bett.

»Was soll das denn?!«, zischte Sergej leise und schüttelte drohend die Faust. »Ab mit dir ins Bett! Und dann noch

barfuß auf dem kalten Boden! Morgen früh musst du in die Schule!«

Denis zog trotzig die Augenbrauen zusammen. Als Sergej erkannte, dass sein Sohn seine Frage wiederholen würde, sagte er noch gedämpfter als zuvor: »Nichts ist los. Es ist jemand krank geworden, und deshalb wird Mama im Krankenhaus gebraucht.«

Mit einem sachlichen Kopfnicken wandte sich sein Sohn um und ging langsam zu seinem Bett hinüber.

»Ich komme schon«, sagte Polina. »Ich habe nur gerade so schön geträumt. Von der Lenin-Bibliothek.«

Sergej blickte sie zärtlich an. An ihrem Gesicht war überhaupt nicht zu erkennen, dass sie eine Minute zuvor noch fest geschlafen hatte. Ihr Blick war klar, und eine feine Röte überzog ihre Wangen, wie bei einem Menschen, der schon längere Zeit auf den Beinen ist.

»Entschuldige«, sagte er. »Ich habe alles versucht, aber der Chirurg besteht darauf, dass du kommst. Er sagt, keiner kann das so gut wie du ...«

»Es ist schön, wenn man geschätzt wird«, entgegnete seine Frau. »Wer ist krank?«

Sergej beugte sich zu ihr, damit Denis seine Worte nicht hören konnte. Der Junge war ebenso neugierig wie trotzig, aber was Sergej zu sagen hatte, war nicht für die Ohren eines Kindes bestimmt.

»Eine Karawane ist eingetroffen. Keine Ahnung, warum man sie mitten in der Nacht eingelassen hat. Jedenfalls haben sie einen Verletzten mitgebracht. Genauer weiß ich nicht, aber anscheinend hat ihn oben ein Tier gerissen. Der Chirurg glaubt, dass irgendwas nicht in Ordnung ist mit ihm ...«

Er sprach fast lautlos und blickte dabei prüfend zum Bett seines Sohnes hinüber. Der Junge lag ganz still und atmete gleichmäßig; vielleicht schlief er tatsächlich schon. Andererseits hätte Sergej nicht darauf wetten mögen, dass sein Sohn nicht gespannt ihr Gespräch belauschte.

Polina nickte, dann fragte sie ebenfalls flüsternd: »Gehst du auch hin?«

Sergej nickte. »Sie werden gleich mit den Verhandlungen anfangen ...«

Die beiden machten sich eilig fertig, wobei sie darauf achteten, keinen Lärm zu machen. Der Tee in der alten, angeschlagenen Thermoskanne war noch warm, aber da die Zeit drängte, beschlossen sie, erst nach ihrer Rückkehr zu frühstücken.

Draußen vor ihrem Wohnabteil verabschiedeten sie sich. Polina bog um die Ecke und eilte die Treppen hinauf zur Tür der Krankenabteilung; Sergej lenkte seine Schritte über das Stockwerk zu einer entfernten Treppe, die direkt zum Großen Saal hinaufführte. Die Wohntage lag dunkel und im Schlaf versunken da.

In dem geräumigen Großen Saal, der von Petroleumlampen spärlich erleuchtet wurde, war schon alles bereit für die übliche Prozedur des Handelns und Feilschens, die jeden Augenblick beginnen würde. Auf der einen Seite des großen ovalen Mahagonitischen – einst ein mit reichen Intarsien geschmücktes, sorgfältig gepflegtes Möbel, das jetzt voller Risse und Schrammen war – saßen die Vertreter des Gemeinderats. Sergej fiel auf, dass der Vorsitzende, Pjotr Saweljewitsch, fehlte. Genaugenommen war nichts Ungewöhnliches daran, dass man ihn nicht mitten in der Nacht

geweckt hatte. Das Oberhaupt war bereits Ende siebzig und in letzter Zeit schwerfällig geworden. Er schlief schlecht und wachte noch schlechter wieder auf.

Sergej wusste, dass der Vorsitzende auch tagsüber immer seltener seine Wohnung verließ und das Alleinsein schätzte. Man flüsterte bereits, dass der Alte seine letzten Tage zähle. Auf seine Position hatten es drei Mitglieder des Gemeinderates abgesehen, die schon im Vorfeld heftig mit den Ellenbogen rangelten. Jeder von ihnen versuchte die Kolonisten mit plumpen Tricks auf seine Seite zu ziehen. Alle drei hatten bereits am Tisch Platz genommen. Rund um sie herum, auf Tisch und Boden, waren die verschiedenen Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel ausgebreitet, die in den Labors, Werkstätten und den Treibhäusern der Kolonie erzeugt wurden.

Auf der anderen Seite hatten sich vier Mitglieder der Karawane niedergelassen. In der Mitte saß ihr Anführer, der unter dem klangvollen Spitznamen »Jedi« bekannt war, ein Name, der aus einem alten Film stammte. Über diesen Mann erzählte man sich Legenden, ebenso über die weiten Streifzüge seiner Karawane und deren Kämpfe mit geheimnisvollen Ungeheuern, aber er selbst sprach nicht gern darüber. Jedi konnte die Kolonisten nicht leiden und nannte sie graue Ratten. Für die Metro hatte er nur Verachtung und Spott übrig und betonte immer wieder, dass ein echter Mann frei leben und sterben solle, auf der Erde, unter freiem Himmel ... Selbst wenn dieser Himmel so aussah, wie es heutzutage nun mal der Fall war. Jedis Äußeres entsprach ganz und gar seinem Charakter: Auf seinem mächtigen Körper saß ein großer, kahl rasierter Kopf mit dunklen

Augen, die ihr Gegenüber mit stählernem Blick fixierten; neben den schmalen Lippen zog sich eine tiefe Narbe über die linke Wange.

Rechts von ihm saßen zwei seiner Söhne, die ebenso rau wirkten wie ihr Vater – die beiden Jungen waren nur ein Jahr auseinander, sechzehn und siebzehn Jahre alt. Ihre Mutter war schon lange tot. Es hieß, sie sei verunglückt und Jedi habe sie nicht retten können, doch wusste niemand etwas aus erster Hand.

Links von Jedi saß sein einziger Freund und Assistent, der auf den wenig einfallsreichen russischen Namen Wassili hörte. Äußerlich wirkte er wie ein schlichter, gutmütiger Tollpatsch und fröhlicher Kerl. Aber der Eindruck täuschte: Wer sich Wassili in den Weg stellte, kam nur selten mit Leib und Leben davon. »Diese Welt ist grausam und schrecklich. Und es werden nur die überleben, die selbst grausam und schrecklich sind.« So lautete einer von Jedis Wahlsprüchen.

Die weniger wichtigen Mitglieder der Karawane hatten es sich entlang der Wand direkt auf dem Boden bequem gemacht. Der schwere Geruch ungewaschener Körper hing in der Luft. Sergej ließ den Blick über die nächtlichen Besucher gleiten und blieb an einer mageren, gebrechlichen Gestalt hängen. Schwarze, schmutzige, völlig verfilzte Haare verdeckten das Gesicht. Die Gestalt hockte, die Beine angezogen, abseits von den Übrigen auf dem Boden und blickte gelegentlich kurz um sich.

Die beiden Handelsparteien begutachteten und maßen sich gegenseitig, während sie schweigend den Wert der Waren schätzten. Beim Feilschen wie auch bei jeder ande-

ren Tätigkeit war eine bestimmte Taktik vonnöten, existierten Feinheiten und Tricks. Nicht ein einziger Gegenstand war mit einem festen Preis versehen, vielmehr wurde dieser erst im Verlauf der Verhandlungen ermittelt. Die Kolonie bot synthetische Lebensmittel und Gemüse an, das sie in Treibhäusern auf dekontaminierter Erde anbaute. Die Erde wurde dazu von der Oberfläche heruntertransportiert und im Labor einer chemischen Reinigung unterzogen. Außerdem waren Erzeugnisse aus der Näherei ausgelegt – das Material dafür wurde zusehends knapper, weshalb die Preise ständig stiegen. Schließlich gab es noch Blankwaffen aus der Schlosserei. An Metall herrschte vorläufig kein Mangel, allerdings verstand nicht jeder, ein Stück Stahl zu einer Machete zu schleifen.

Die Reisenden hatten einige Schutzanzüge ausgelegt – zwar nicht mehr die neuesten, aber sie machten noch einen soliden Eindruck. Ferner boten sie Viertelliterflaschen mit Petroleum, Feuerwaffen und die dazugehörigen Patronen sowie einige Ballen Baumwollstoff feil – was den Kolonisten sehr zupasskam, denn die Nähereierzeugnisse verkauften sich gut. Außerdem türmte sich auf dem Tisch vor Jedi ein kleiner Berg seltsamer Figürchen von furchterregendem Aussehen, die aus irgendwelchen Tierknochen gefertigt waren. Ausgerechnet sie zogen in erster Linie die Aufmerksamkeit von Walentin Walentinowitsch auf sich, eines ehemaligen Generals der Staatssicherheit, der besonders eifrig darauf aus war, den Ratsvorsitz zu übernehmen – sobald dieser Posten frei würde.

»Was ist das?«, fragte er Jedi und zeigte auf die Figuren.

»Amulette«, entgegnete dieser nach kurzem Schweigen.

»Woraus?«

»Aus dem Fangzahn eines ...« Den Rest verstand Sergej nicht genau – irgendetwas mit Angel.

»Wirken sie?«

Diesmal erhielt Walentin Walentinowitsch keine Antwort, aber der energische General ließ nicht locker: »Verkauft ihr sie?« Wieder ertete er Schweigen. »Wenn ihr sie nicht verkauft, warum stehen sie dann da?«

Jedi wandte sich mit gelangweiltem Blick ab. Wassili schien gerade einzunicken – oder er tat zumindest so –, während sich Jedis jüngerer Sohn neugierig umsah. Es war sein zweiter Besuch in der Kolonie und das erste Mal, dass er sich im Großen Saal befand. Der ältere Sohn beugte sich plötzlich vor und deutet mit dem Finger auf einige bräunliche Würfelchen, die ordentlich auf einem Stoffstück angeordnet waren.

»Sind die zum Essen?«, fragte er.

Seine Frage war rein rhetorisch, da die Gastgeber in diesem Bereich des Tisches ihre synthetischen Lebensmittel ausgebreitet hatten, die allesamt widerlich schmeckten und schädlich für den Körper waren. Obwohl, wer wollte sich anmaßen, in dieser Welt über die Schädlichkeit von Nahrungsmitteln zu urteilen? Was hier angeboten wurde, erinnerte jedenfalls entfernt an Brot, Fleisch und Nudeln. Und neben den sogenannten Nudeln lagen die Würfelchen, die die Neugier des Jungen erregt hatten.

Walentin Walentinowitsch wandte sich an seinen Tischnachbarn. Professor Skrynnikow, seines Zeichens Chemiker und Biologe, war ein hochgewachsener Mann mit grauer, widerspenstiger Mähne. Er trug eine Brille, deren eines Glas

gesprungen und deren linker Bügel gebrochen sowie mit einem Band umwickelt war. Mit einem Wort: ein Wissenschaftler, wie er im Buche stand. Die zerknitterte, ungepflegte, ewig zerzauste Gestalt, die nicht besser roch als die Reisenden – die immerhin wochenlang unterwegs gewesen waren –, neigte hoheitsvoll den Kopf und erklärte in singendem Tonfall: »Ja, zum Essen, mein Junge.«

»Was ist es?«

Skrynnikow schwieg einen Moment und verzog die Mundwinkel zu einem verächtlichen Lächeln: Der Junge war noch ein Kind, was konnte man von ihm erwarten? Noch bevor die Antwort erklang, wusste Sergej bereits, worum es sich bei den Würfelchen handelte, und diese Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Er hatte nicht gewusst, dass die Chemiker solche Fortschritte gemacht hatten – in bestimmten Bereichen. Er wollte sich die Ohren zuhalten, um Skrynnikows Antwort nicht hören zu müssen. Aber es war zu spät.

»Schokolade«, sagte der Professor.

Er sprach das schreckliche Wort genau so aus, dass alle Leute im Saal für kurze Zeit erstarrten.

Natürlich wusste jeder, was »Schokolade« war. Einige zwar nur aus Erzählungen, die stets märchenhaft und paradiesisch klangen, aber viele der Anwesenden hatten sie noch selbst probiert, oder vielmehr: *regelmäßig gegessen*. Das war lang her, aber die Menschen bewahrten die Erinnerung an eines der herrlichsten Wunder der untergegangenen Welt sorgfältig in ihren Gedächtnissen.

Jedis Söhne starrten beide, ohne zu blinzeln, auf die Würfelchen. Jedi warf ihnen einen Blick von der Seite zu.

Wassili öffnete ein Auge und richtete es auf den Gegenstand des allgemeinen Interesses.

Der ältere Sohn hielt sich tapfer und verbarg mit aller Kraft seine Gefühle. Er fragte ganz beiläufig – aber seine Stimme, die sich im Stimmbruch befand, zitterte verräterisch: »Echte?«

»Was glaubst du denn!« Im gleichen Moment schaltete sich Arkadi Borissowitsch ein. Er war ein ehemaliger Bankier und ein As in Sachen Handel, ein cleverer Geschäftsmann und ein aalglatter Kerl. »Woher sollten wir hier wohl echte Schokolade nehmen? Dafür braucht man Afrika, Plantagen, Neger, Kakaobohnen. Dies hier ist eine Fälschung, nachgemacht ...«

Ich hoffe, er weiß, was er da sagt, dachte Sergej leicht beunruhigt.

»... aber dem Geschmack nach«, fiel Skrynnikow ein, und Sergej begriff, dass die beiden bereits im Voraus mit dieser Situation gerechnet und die Rollen verteilt hatten, »ähnelt sie der echten Schokolade durchaus. Sie ähnelt ihr so sehr, dass ...« Skrynnikow gestikulierte unbestimmt in der Luft herum.

Das Gesicht des Jungen verzog sich verächtlich, und er tat so, als ob er jedes Interesse an der Ware verloren hätte. Aber Sergej bemerkte wohl – und nur einem Blinden wäre es entgangen –, wie die brennenden Augen von Jedis Sohn immer wieder zu dem seltsamen Lebensmittel hinüberglitten, von dem er so viel gehört hatte, ohne es je selbst probieren zu können.

»Was wollt ihr für die Schokolade?«, fragte Jedi.

Die drei Mitglieder des Gemeinderats – der General, der Gelehrte und der Bankier – steckten die Köpfe zusammen.

Im selben Augenblick wurde das leise Gemurmel der Karawanenangehörigen von hysterischem Heulen unterbrochen.

Sergej erhob sich als Erster. Sein Blick glitt wieder über die Männer, die an der Wand hockten und jetzt beunruhigt hin und her rutschten – viele hatten bereits geschlafen –, und blieb an der kleinen Gestalt im Abseits hängen. Zu seiner grenzenlosen Verwunderung erkannte Sergej jetzt, dass es sich um eine Frau handelte.

Sie weinte und wimmerte laut und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen.

Sergej ging auf sie zu.

»Halt den Mund«, schrie einer der Männer aus der Karawane sie an und stieß einen groben Fluch aus.

Sergej ließ sich neben der Weinenden auf den Boden nieder. Einige Momente lang überlegte er, was er sagen, wie er sie beruhigen sollte. Es war lange her, seit er zuletzt die Tränen einer Frau, geschweige denn solche Hysterie gesehen hatte. Es war sehr ... seltsam.

»Hören Sie ...«, begann er endlich, »nicht doch, was ist denn ...«

»Lass mich!«, schrie ihn die Frau unerwartet wütend, mit tiefer, heiserer Stimme an.

Sergej war völlig verwirrt.

»Ich wollte nur helfen ...«

»Zieh Leine«, sagte sie dumpf. »Hier fällt nichts für dich ab.«

Einige der Männer aus der Karawane, die dem Gespräch gelauscht hatten, lachten hässlich auf.

»Ich habe auch nichts nötig«, sagte Sergej trocken, erhob sich und kehrte zu seinem Platz zurück.

Denis schlief fast immer traumlos. Eine Ausnahme machten nur jene seltenen, beängstigenden Phasen des Halbschlafs; dann glitt sein Bewusstsein wie auf Wellen dahin, die ihn manchmal in bodenlose Tiefe und manchmal bis an die äußerste Oberfläche der Wirklichkeit trieben. In diesen Träumen gab es Zimmer und endlose Flure mit grauen Wänden. Die Flure hatten keinen Anfang und kein Ende, Denis konnte rennen oder vor sich hinbummeln – aber es war ihm unmöglich, sie zu verlassen. Die Zimmer waren groß, ganz anders als ihr Wohnabteil, dabei jedoch finster, und die Wände lagen hinter einem fiesem weißlichen Nebel verborgen.

Aus irgendeiner Ecke des Zimmers drangen nicht sehr laute, aber furchterregende Geräusche an Denis' Ohr, ließen sein Blut in den Adern stocken. Unabhängig davon, ob er sich in seinem Traum im Flur oder im Zimmer befand, verließ den Jungen nie das Gefühl von Gefahr, das sich mit trauriger Hoffnungslosigkeit mischte: Wo auch immer du dich aufhältst, er wird dich finden – hüte dich!

Zwei Wochen zuvor war Mama von einer ihrer regelmäßigen medizinischen Untersuchungen niedergeschlagen und blass zurückgekommen. Sie und Papa hatten flüsternd zusammengesessen, während Denis in dieser Zeit seine Hausaufgaben erledigen und anschließend lesen sollte. Aber »Robinson Crusoe« hatte er gründlich satt, und das zerlesene Büchlein mit den fehlenden Seiten, das von den Abenteuern des vorlauten Jungen Nimmerklug handelte, machte ihn inzwischen nur noch wütend. Wo war denn diese Sonnenstadt? Hatte es sie überhaupt je gegeben? Diese Fragen, die Denis eine Weile lang stark beschäftigt hatten, waren

auf einmal hinfällig geworden. Sehr viel mehr interessierte ihn, worüber seine Eltern sich flüsternd unterhielten. Er begann zu *lauschen*.

Wenn er gelauscht hätte, wie das normale Menschen taten, nämlich einfach nur anstrengt gehorcht hätte, so hätten seine Eltern das auf jeden Fall bemerkt, die Situation wäre beschämend für ihn ausgegangen, und sie hätten ihn auf den Flur hinausgeschickt. Außerdem hätte er ohnehin nichts verstehen können, denn die Eltern sprachen fast lautlos, und ihre Köpfe waren ganz nahe beieinander. Aber Denis hatte schon vor längerer Zeit begriffen, dass es einige Dinge gab, die er anders tat als andere Menschen – und besser konnte. So verfügte er zum Beispiel über ein besonderes Gehör. Der kluge Onkel Chirurg, der immer etwas Leckeres zu naschen für ihn auf Lager hatte, nannte Denis' Besonderheit sein *mentales Gehör*, aber was das genau bedeutete, hatte Denis nicht verstanden. Dafür hatte er gelernt, sich seine Fähigkeit zunutze zu machen.

Wenn der Junge die Augen schloss und sich entspannte, erhob er sich ohne die geringste Kraftanstrengung und ohne sichtbare Bewegung in die Luft, um sich an den gewünschten Ort zu begeben. In diesem Fall neben seine Eltern, die gerade etwas Wichtiges besprachen ...

Damals hatte ihn seine Fähigkeit aus irgendeinem Grund im Stich gelassen. Entweder war er zu schlecht gestimmt gewesen, oder Mama und Papa hatten sich auf eine Weise unterhalten, dass sogar sein *mentales Gehör* nichts verstehen konnte. Nachdem er sich eine Weile erfolglos bemüht hatte, machte sich Denis widerwillig an die Lektüre des verhassten Nimmerklug und bemerkte nicht, wie er dabei einnickte.

Wie er so auf den Wellen eines leichten Halbschlafs dahinglitt, sah er ein Mädchen. Sie hatte ein friedliches, reines, liebes Gesicht, dunkelblonde Haare, grüne Augen, Sommersprossen und eine lustige Stupsnase. Am linken Mundwinkel war ein Muttermal zu sehen. Nach wenigen Minuten begann ihr Gesicht zu verschwimmen, löste sich auf und verschwand. An seiner Stelle erschien die graue Wand des Flurs, und Denis wurde augenblicklich heiß von einem alarmierenden Vorgefühl.

In den seitdem vergangenen dreizehn Nächten hatte er nicht geträumt.

In dieser Nacht nun, als die Karawane gegen die Regeln verstoßen und mitten in der Nacht um Einlass gebeten hatte und Denis nach dem Verschwinden seiner Eltern wieder für kurze Zeit eingeschlafen war, träumte er zum zweiten Mal von dem Mädchen.

Wieder sah er ihr liebes Gesicht, das ihm schon beim ersten Mal gefallen hatte, und nahm ihren ernsten Blick und die Sommersprossen wahr. Sie sah Denis lange an. Und er sah sie an, unfähig, den Blick abzuwenden. Dann sagte sie plötzlich: »Du wirst gebraucht. Wach auf!« Ihre Stimme gefiel ihm. Aber sie sagte nichts weiter, und wie beim letzten Mal begann ihr Gesicht zu verschwimmen. Denis war jedoch nicht traurig darüber. Im nächsten Augenblick erwachte er. Wenn das Mädchen sagte, dass er gebraucht wurde, dann war dem vermutlich so – sie würde ihn nicht anlügen.

Beim Aufwachen erinnerte er sich sogleich daran, dass die Eltern ja fort waren und er daher keine besondere Vorsicht walten lassen musste. Er zog sich schnell an, und als er

auf den Flur trat, war ihm bereits klar, wohin er sich wenden musste.

In der Krankenabteilung herrschte Hektik. In dem hell erleuchteten Raum (soweit man in der Kolonie überhaupt von »hell« sprechen konnte), der gleichzeitig als OP und als Behandlungszimmer diente, lag auf dem Tisch wie ein gewaltiger, regloser Klotz ein Mann. Drei Menschen bemühten sich gleichzeitig um ihn: der Chirurg, ein Krankenpfleger und Polina, Denis' Mutter.

Während der Pfleger gelegentlich noch mit seinem richtigen Namen, Jascha oder auch Jakow, angeredet wurde, wurde der Arzt von allen Kolonisten ausschließlich »Chirurg« genannt, auch dann, wenn sie außerhalb der Krankenabteilung mit ihm zu tun hatten.

Anfangs lief alles wie gewohnt: Sie schnitten dem Patienten die Kleidung auf, zogen ihn aus, so dass er in Unterwäsche dalag; anschließend wurden die üblichen Reanimationstechniken angewendet und die Funktion der grundlegenden Organe überprüft. All das mit den Instrumenten, über die man eben verfügte, und mit den Methoden, die man im Laufe der Jahre entwickelt hatte. In der neuen Welt waren die Risiken für die Gesundheit nun mal ganz andere als früher, weshalb auch die Medizin eine andere war. Zunächst also kamen nur Routinemaßnahmen zum Einsatz.

Doch nachdem es unter größten Anstrengungen gelungen war, den Verletzten auf den Bauch zu drehen, beugte sich der Chirurg über die drei blutigen länglichen Furchen, die über den gesamten Rücken des Patienten liefen. Leise sagte er: »Mehr Licht!«

Polina und Jakow stellten sich, jeder mit einer Petroleumlampe in den Händen, rechts und links vom Arzt auf. Dieser schien auf etwas zu horchen und sagte mit einem Stirnrunzeln: »Noch näher zu mir, haltet die Lampen tiefer.«

Der Pfleger blickte verständnislos und ängstlich zu Polina hinüber, als wollte er sagen: Dann verbrennen wir doch den Verletzten.

Der Chirurg beugte sich noch tiefer über die Wunden, seine Nase berührte beinahe die Haut des Mannes ... Dann richtete er sich mit einem Ruck auf, wobei er einen ziemlich überraschten Eindruck machte, unangenehm überrascht. Andererseits: Wem würden solche Wunden gefallen?

Der Chirurg entnahm einer angeschlagenen Metallschale mit einer schwach alkoholischen Lösung eine Pinzette und senkte das Instrument langsam mit ausgestrecktem Arm in eine der Wunden. Dabei murmelte er: »Vorsichtig ...«

Jakow und Polina tauschten Blicke aus.

Der Chirurg bekam etwas in der Wunde zu fassen, aber es ließ sich einfach nicht herausziehen. Der Chirurg zog die blutige, aber leere Pinzette wieder aus der Wunde, um sich erneut aufzurichten. Seine Stirn war verschwitzt, seine Hände zitterten leicht. Er warf einen kurzen Blick auf Polina und Jakow, dann brummte er vor sich hin: »Es ist komplizierter, als ich dachte ...«

Denis stieg die Treppenstufen hinauf und betrat den Flur, der zur Krankenabteilung führte. Seine Sicherheit war geschwunden, und er fühlte sich entsetzlich müde. Jetzt würde er nicht mehr darauf wetten, dass ihm ein paar Minuten zuvor ein Mädchen im Traum gesagt hatte, er solle aufwa-